

## Thomas Empl

### Das Leben auf ein paar Metern

„Bitte entschuldigen Sie, ich lasse den Abspann gleich weiterlaufen.“

Es hat einen Anschlag gegeben, will ich sagen, fange den Schlag rechtzeitig ein und hänge einen Griff an das *An*.

„Es hat einen Angriff gegeben. Jemand hat im OEZ auf Menschen geschossen. Die Polizei spricht von drei Tätern auf der Flucht. Sie rät davon ab, auf die Straße zu gehen. Wenn Sie sich nicht sicher fühlen, bleiben Sie bei uns.“

Das umgewandte Publikum applaudiert, abgehackt und verlegen. Ich sprinte nach oben, dimme das Saallicht, drücke auf Play. The Cure setzen wieder ein, Besetzung und Crew rollen die Leinwand herauf. Ich stehe im Dunkeln des Vorführraums, starre auf das Blickfenster, es zittert. Puls schwirrt, Kühlung röhrt, Projektor stöhnt. Als der Abspann vorbei ist, habe ich mich wieder im Griff. Vorhang zu, Licht an.

Der 22. Juli 2016 war ein heißer Tag. Die wenigen morgendlichen Schritte zur Arbeit hatten gereicht, um meine Bluse durchzuschwitzen. Ich rannte zurück, schmiss den neuen Dreiviertelblazer über, damit man die Schweißflecken nicht sah. Im Saal drehte ich das Rädchen auf „II“. Auf „II“ beschwerten sich die Rentner, es sei zu kalt. Auf „I“ beschwerten sich alle anderen.

Ich war vierundzwanzig und zum ersten Mal Chefin von irgendwas. Stellvertretende Theaterleitung, schrieb ich in Emails unter meinen Namen. Die Theaterleitung war für zwei Wochen auf Mallorca. Wird bestimmt nichts los sein, hatte Conny gesagt, bevor sie fuhr und mir den Generalschlüssel überließ. Deutsche Komödie, zwei Stunden vierzig lang, Hochsommer. Das wird einstellig, tippte sie.

Die ersten Tage hängte ich mir das Generalschlüsselband vor Stolz um den Hals.

Zweihundert Leute gingen jeden Tag in die Spät von Toni Erdmann. Im Dienstplan waren nur je zwei Mitarbeiter eingetragen. Die Gäste standen bis draußen auf die Türkenstraße. Sie tranken die Kühlboxen leer und vernichteten die Eisbestände, ich kam mit dem Nachbestellen nicht mehr hinterher und holte Weißweinkisten vom Aldi. Am Sonntag war das Kartendruckerpapier verbraucht und wir schrieben Vorstellungen und Sitzplatznummierungen auf bunte Post-its.

Der Becksmann schnaufte verärgert wegen der Unruhe.

Am Montag radelte ich mit 18 000 Euro in der Umhängetasche zur Hypo, froh, nicht wie jemand auszusehen, den man in einer anderen Stadt ausrauben würde.

Der Becksmann saß jeden Tag an einem unserer Tische, las die Süddeutsche und nippte stundenlang an exakt einem Becks. Nicht ein einziges Mal gab er Trinkgeld. Gelegentlich stellte er eine volle, verschlossene Wodkaflasche neben sein Becks und starrte trübe aufs Etikett.

Maren Ade hatte mir eine E-Mail geschrieben. Sie forderte, Toni Erdmann auf 6.5 zu spielen. Wenn die Regisseurin das sagt, dachte ich, und leitete das Postulat ungetestet an die Vorführer weiter. In den Club-Szenen übersteuerte der Ton, nicht nur Rentner beschwerten sich. Wir pegelten runter auf 4.3.

Levi nannte mich „die stellvertretende Theater-Ente“. Der Spitzname teilte sich immerhin das *E* mit meinem Vornamen.

Irgendwann verstand ich: Der Becksmann saß bei uns im Foyer, um nicht anderswo Stärkeres als Becks zu trinken. Wir hatten ihn im Blick. An einem Juniabend bekam er Kreislaufprobleme, Mila brachte ihn nach Hause. Er wohnte ums Eck, wie ich. Adalbertstraße 66, ich 64. Er war mein Nachbar, und am nächsten Tag zurück.

Wir schnitten Promi-Photos aus der Zeitung aus und klebten sie neben die Namen der Mitarbeiter im Getränkeheft. Ruben klebte Hillary Clinton neben meinen. Im Juni war ich noch Prinzessin Leia gewesen. Clinton hat meinen strengen Blick.

Die Nachmittagsvorstellung lief. Ich saß mit meinem besten Freund Jacob auf den Stühlen vor dem Kino und trank den vierten oder fünften schwarzen Kaffee. Jacob arbeitete nicht bei uns, war aber so oft da, dass er „das Möbel“ genannt wurde.

Gegenüber, vor der Kunstakademie-Mensa, fand ein Flohmarkt statt. Nach dem Kaffee schlenderten wir rüber. Zwei junge Frauen und ein Mann verkauften Kram. Der Mann hatte sehnige Unterarme. Ich fragte, wie viel er für die Stoff-Ente wollte, handelte ihn auf einen Euro plus Cappuccino runter. Der ist richtig gut, sagte er, nachdem ich die Ente auf meinen Schreibtisch gesetzt und die Tasse mit zwei Amarettini über die Straße gebracht hatte. Er studierte Medizin. Ich erzählte von Toni Erdmann, ein grandioser Film sei das, besonders die Nacktparty, und lud ihn und seine Freundinnen für die Spät in mein Kino ein. Es soll ja noch gewittern, sagte ich. Dann bis später, sagte er. Es war ganz schön prima, Chefin zu sein.

Er kommt nicht, weil ein Mann im OEZ neun Menschen erschießt.

Kiki hatte Geburtstag, und arbeitete absichtlich. Ich meinte gehört zu haben, es war ihr Dreißigster, aber keiner wusste es mit Sicherheit. Meistens stand sie allein hinter der Theke, Wadim kiffte im Innenhof. Wadim stahl dem Kino Geld, füllte nach seinen Schichten nie auf und schrieb Daten aus der Zukunft auf die Kassenberichte.

Kiki machte nie Aufhebens von sich, dabei war sie verwegen und klug. Sie hatte selbstgeschnittene Haare, trug Klettverschlusschuhe und schwarzweißes Make-up wie ein Pantomime. Ihr Freund war 51, hatte ein Glasauge und arbeitete im *Café Ignaz*. Im Kino begrüßte er und ich gab ihm Kaffee aus, im *Ignaz* schien er mich nicht zu erkennen.

Auch wenn sie es nicht wollte, bekam Kiki Besuch und Geschenke. Zwei bis fünf im Kontrast wahnsinnig normale Freundinnen kicherten an der Theke. DJ Anton schaute vorbei, schleuderte uns ein „Hi, Fans“ und das Peace-Zeichen entgegen. Ohringe und Haargel glänzten im Sonnenlicht, das sich ins Foyer verirrte. DJ Anton war DJ in einem bayerischen Dorf, das er „die Heimat“ nannte. Er schenkte Kiki ein Buch mit dem Titel „Älter werde ich später“. Von Hannelore Elsner, Senta Berger oder Iris Berben, ich kann die nicht auseinanderhalten. Wir stellten im Foyer die Yoga-Übungen aus dem Buch nach, scheiterten der Reihe nach an *Virabhadrasana 3* und DJ Anton filmte.

Der Mann tötet gezielt Menschen, die er für Türken oder Albaner hält.

Ein paar Stunden nach dem Yoga stand ich am Einlass zur Spät, *Tadasana*, die Berghaltung. Ich musste selbst vorführen, weil wir nicht genug waren. Ich freute mich darauf, abends direkt die Parallelstunden als Theaterleitung und Vorführerin auf meinen Stundenzettel zu schreiben und auszurechnen, was ich verdient hätte. Ich konnte so gut leben wie nie, essen und trinken, ohne ans Geld zu denken. Das geschätzte Finanzamt schaue bei den Jahren 2016 und 2017 bitte weiterhin etwas genauer weg.

Es waren weniger Gäste da als an den Tagen zuvor, nur noch etwa 120, Kiki arbeitete das souverän weg, Wadim war wieder verschwunden, drehen oder kiffen. Zu den üblichen Nörgeleien über das Fehlen von Popcorn und EC-Kartenlesegerät kamen noch ein paar übers langsame Vorankommen dazu. Wir starten nicht ohne Sie!, versicherte ich, und plötzlich schwankte die Zeit.

Terror, Terror, Terror. Da ist dieses Wort, springt im Foyer hin und her. Verwackelte Videos von Schüssen, Gerüchte über einen bewaffneten Weihnachtsmann, drei Täter auf der Flucht. Verletzte, es gibt Verletzte. Die meisten Gäste sind bereits im Saal, drinnen hat man kaum Empfang, bekommen sie etwas mit? Ich reiße ein paar letzte Tickets ab, keine

Reklamationen. Was soll man auch machen? Alles wie immer, das macht man. Es muss ein komisches Gefühl sein, zwei Stunden vierzig in einer Komödie zu sitzen, während draußen München fällt.

Der Terrorbegriff ist ein Reflex, aber einer, den wir uns in den Monaten davor antrainiert haben. Paris, Brüssel, Nizza. Jetzt also wir. Warum wir?

Tote, neun Tote, heißt es jetzt. Zwanzig Fahrradminuten entfernt. Ich ziehe das Eingangstor zu und sperre doppelt ab. Klebe einen Zettel an die Scheibe, schreibe „Wenn Sie einen Ort zum Sein brauchen, kommen Sie zu uns“, meine Nummer und die des Kinos darunter. Auf der Leopoldstraße rast eine Polizeikolonnie unter Blaulichtgeheule Richtung Innenstadt.

Ich rufe meine Mutter an. Dies ist die Mailbox von –. Dies ist die Mailbox –. Dies ist –. Meinem Bruder geht es gut, er ist zuhause, und weiß auch nichts von ihr. Schießerei am Stachus, sagen die Handys.

Der Pförtner kam damals regelmäßig durch die Hintertür ins Foyer gewatschelt. Er war ein schelmischer, dicker Mann und Bayernfan. Wenn er sein Cornetto für 1,40 bestellte und nur einen Zwanziger hatte, nahm er noch ein zweites Eis, weil er keine 18,60 wiederbekommen wollte.

Der Pförtner versuchte manchmal, den Becksmann rauszuschmeißen. Der hat Hausverbot, rief er. Wir bestachen ihn mit Cornetto und Blaubeermuffins. Dass die Muffins abgelaufen waren, sagten wir ihm nicht.

Das Tor für den Fahrzeugzugang ist jetzt zu, sagt der Pförtner. Ich behalt die Überwachungskameras im Auge, an mir kommen die nicht vorbei, sagt er. Er hat einen Schlagstock. Schlechte Woche, um Chefin zu werden, sagt er. Jetzt kommen's uns holen. Er geht, fast militärischen Schrittes. Ich sperre hinter ihm ab. Wir sind eine Festung. Oder? Ich prüfe nochmal die Türen. Vordertor zu, Hintertür zu, Notausgänge lassen sich nur von innen öffnen. Ein letzter Blick durchs Büfenster, die Polizeikolonnie jagt auf der Leopold in die andere Richtung, ich lasse die Jalousien runter. Stachus war Fehlalarm, erfahre ich. Die Geburtstagsmädels, Jacob und zwei Gäste mit empfangsstarken Handys scharen sich um den Chefinnen-Schreibtisch, gegen jedes Protokoll. München TV und Bayerisches Fernsehen streamen zwei rechteckige Lichter in den verdunkelten Raum. „Terrorlage“, nennt die Polizei die Situation.

Wadim haut ab. Es herrsche bestimmt eine total geile Atmosphäre in der Stadt, er wolle sich das nicht entgehen lassen.

Bleiben Sie an geschützten Orten, sagt die Polizei. Taxis nehmen keine Menschen mit. Mein Bruder schreibt mir von Leuten, die aus fahrenden Autos schießen.

Ich kann meine Mutter nicht erreichen. Ich rufe fünfzig Mal an, Mailbox, lege auf, rufe wieder an. Ich habe furchtbare Angst um sie, Angst, die sich anders anfühlt als die, die ich bisher kannte. Ich rufe ihren Freund an, auch bei ihm: Mailbox. Meine Mutter geht manchmal im OEZ einkaufen.

2016 war der schönste Sommer. Ich habe mit Freunden am Poschinger Weiher den Schnitzel- und Pommes-Durchsagen gelauscht, Sonnenunter- und aufgang auf derselben Kino-Dachterasse gesehen, schlimmstverkatert im Schlauchboot auf der Isar gelegen, spätnachts „Ich liebe dich“ ins Gesicht gesagt bekommen.

Überall vibrieren Handys. Wir werden gefragt, ob wir sicher seien. Ja, wir sind sicher. Mir schreiben viel weniger Menschen als Jacob.

Portugal wurde Europameister. Ich wurde Zweite im Mitarbeiter-Tippspiel, trieb die Jungs in den Wahnsinn. Kurz vor dem Finale verschwand der Umschlag mit dem Preisgeld aus der Mitarbeiterschublade. Wir haben nie erfahren, wer es war.

Ich spreche mit Affäre #1, der Ich-liebe-dich-Mann. In zwei Monaten werden wir uns zerstreiten, in vier werden wir ein Paar sein, in acht keines mehr. Er steht vor einer Konzerthalle, sagt, alle seien unnötig aufgereggt. Ich höre hohe Frauenstimmen im Hintergrund. Ich sage ihm, er soll reingehen.

Toni Erdmann ist fast vorbei, Beerdigungsszene.

Meine Mutter ruft zurück. Im Vorführraum höre ich nur Abgehacktes, schlechter Empfang, ich sprinte raus, ins Süßigkeitenlager. Sie war in der Chorprobe. Der Chor bleibt bis auf Weiteres in der Kirche. Wir singen Osterlieder, sagt meine Mutter. Christ ist erstanden.

Okay, okay, okay, stammele ich.

Sandra Hüller setzt sich Toni Erdmanns falsche Zähne ein. Abspann, The Cure. Ich stoppe den Film und trete vor die Leute. Der Verlegenheitsapplaus bringt mich aus dem Gleichgewicht und ich halte mich am Blazer fest.

Fast alle Gäste bleiben im Foyer. Kiki schenkt ihnen den Aldi-Wein ein. Wir haben die Kassensysteme angelassen. Alle sind wahnsinnig nett zueinander, sprechen leise, fragen höflich nach Weißweinschorle, nicht fordernd wie sonst. Die Zeit vergeht etwa drei Viertel so schnell wie normalerweise. Es wird gemurmelt vom Terror.

Warum wir?, höre ich immer wieder. Wir sind doch München. Wir haben am Hauptbahnhof Süßigkeiten verteilt. Wir sind die Spielzeugstadt. Wer sollte *uns* etwas Böses wollen?

Es hat etwas Abgrenzendes, doch schön ist es auch.

„Schicksalsgemeinschaft“ werde ich uns nennen, als die Süddeutsche mich Ende 2017 anlässlich des Abrisses nach den besten Kino-Momenten fragt.

Genau hier gehöre ich hin, fühle ich schon währenddessen.

Angst macht hungrig, das auch. Ich will mit Jacob Essen vom Türkenhof holen. Wir fragen die Gäste, ob jemand etwas will, bringt Pommes und Zigaretten mit, wird uns aufgetragen. Die Türkenstraße ist verlassen, die Akademiestraße ist verlassen, die Adalbertstraße ist verlassen. Wir gehen auf der linken Straßenseite, es ist still und dunkel, man hat der Straße ihre Farben entzogen. Dann: hinter uns Motorengeräusche, Scheinwerferlicht. Ganz langsam fährt ein PKW an uns vorbei. Zwei Männer sind durch die Scheiben zu erkennen. Es kommt mir wie Minuten vor, bis sie außer Reichweite sind. Jacob und ich haben Angst ums eigene Leben, in unserer eigenen Stadt, in einer Straße, in der wir jeden Tag sind.

Wir dachten, dass das nie wieder weggeht, dass dieser Tag alles verändert. Zwei Tage hat es gedauert. Die drei Angreifer waren einer, deutsch, und wir erleichtert.

Das Knödel-Gröstl aus dem Türkenhof schmeckt wie immer, sättigt verlässlich, hat mich noch durch jede Fünfzehnstunden-Schicht gebracht, schafft auch die härteste. Im Foyer darf heute geraucht werden, verkünde ich.

Affäre #2 ruft an. Noch am Nachmittag ist er da gewesen. Ich war beschäftigt. Komm mal her, sagte er, und küsste mich im Büro. Es war der laschesten Kuss. Er war rechtzeitig zu Hause, ja, bei mir auch alles in Ordnung.

Die Taxis fahren wieder. Warum, weiß man nicht. Wir rufen den älteren Gästen welche. Ich sperre das Tor auf. Menschengruppen verschwinden in der Nacht. Wie viele Angreifer, weiß man nicht. Bis zu drei, mindestens drei. Angst ermüdet auch. Ich nehme den Zettel vom Tor. Wir räumen auf, putzen die Siebträgermaschine, zählen Geld. Um halb zwei wissen die Handys: Der Schütze ist tot, er war allein. Kiki hat nicht mehr Geburtstag. Ich verlasse das Kino, das in den Siebzigern Studenten-Trashkino war, jetzt Lebensmittel-punkt ist und Astor-Cinema-Lounge sein wird. Ich drücke den Generalschlüssel tief in meine Tasche.

Es war nur ein Amoklauf. Ein einsamer Pistolenlauf. Kein Anschlag, kein Attentat, kein Terror. „Sämtliche Todesopfer hatten Migrationshintergrund oder waren Sinti“, steht im Internet. Ich wusste das nicht. Ich weiß, das Schlauchboot auf der Isar hieß *Explorer 3*. Wenn ich an den Sommer denke, denke ich an die Katze, die ich mit Affäre #1 im Licht der aufgehenden Sonne sah. An das Gefühl, Chefin zu sein. Ich war nicht das Ziel. Ich heiße Emma. Am nächsten Morgen rief mich die Geschäftsführung an, dankte für mein Engagement und fragte nach den Reservierungen fürs Wochenende. Die bayerische Polizei versicherte, die Tat sei „nicht politisch motiviert gewesen“. Der Becksmann trank ein trinkgeldloses Becks. Kein Anschlag, kein Attentat, kein Terror.

Jacob übernachtet bei mir, wir wollen nicht allein sein. Wir gehen die paar Meter Arm in Arm. Durch die gekippten Fenster hört man noch bis drei, vier Uhr die vorbeifliegenden Hubschrauber, so laut, dass wir nicht flüstern können.